

Persönliche Erinnerungen an Arthur Schnitzler

Egon Friedell rühmt an Arthur Schnitzler, er habe das Sittenstück auf eine menschliche und künstlerische Höhe gehoben, die die Franzosen niemals erreichten; seine Wesen beständen nicht mehr aus einer oder zwei Seelen, sondern aus einem ganzen Gesellschaftsstaat von Seelen. Das trifft zu, doch es erklärt noch nicht den Zauber, in den jedermann verfiel, schon bei der ersten Begegnung, gar bei dauerndem Verkehr mit ihm. Gewöhnlich sind Laien bei persönlicher Begegnung mit von ihnen verehrten und bewunderten Dichtern arg enttäuscht, sie haben sie sich ganz anders vorgestellt. Was das Werk eines Künstlers ihnen zu versprechen scheint, soll seine Person erfüllen. Das gelingt selten, aber Arthur gelang es vortrefflich: er entsprach durchaus der Vorstellung, die der Bürger von einem Dichter hat. Dabei war ihm jede „Pose“ durchaus fremd. Die Vorstellung des Bürgers scheint ganz richtig zu sein, er weiß, wem er vertrauen darf. Schnitzlers „Der Ruf des Lebens“ erschien 1906, ihn rief immer wieder das Leben. 1926 folgte „Der Gang zum Weiher“, mir das liebste seiner Werke, gleich neben der „Flucht in die Finsternis“. Oesterreicher werden ja sehr selten nach Gebühr geschätzt, sie gehen einen „einsamen Weg“, es ist ja, was wir erleben, alles doch zunächst ein „Zwischenspiel“.

Hermann BAHR

Sein Anfang war ebenso schwer wie sein Ende. Nur daß die Jugend überwinden kann und das Alter überwinden wird. Arthur Schnitzler befand sich in dauerndem Konflikt mit seinem Vater, der von dichterischen Talent des Sohnes wie von einer schlimmen Verfehlung sprach. Der Vater, ein hervorragender Arzt Professor Regierungsrat, hatte seine Patienten in den Kreisen des Wiener Hofes, der Hochadels und der Künstlerschaft. Er hielt mich einmal an und wettete: „Ihr wißt ja nicht, was für eine Sünde ihr begeht, wenn ihr Arthur in seinen Schreibereien bestärkt. Er hat alle Gaben zu einem tüchtigen Arzt und zum Dichter gar keine.“ Der Vater konnte sich dabei auf das Urteil Sonnenhals berufen, das in einem Brief geschrieben hatte: „Arthur Schnitzler ist ein ganz talentlos Johannes Brahms, viel mehr einmal aber ein Friedrich zu, als er Schnitzler. Nennen von mir ermahnen horte: „Ach, das ist auch so ein moderner Schwemmel.“ In solcher Luft verbrachte Schnitzler die

Blick als Diagnostiker und ausgeprägten Forschersinn. An der Klinik war ich viele Male Zeuge, wie verblüfft ihm interessante hypnotische Versuche gelangen. Die entscheidende Erfolg die er als Dichter fand, hat sein Vater nicht mehr erlebt. Viele werden wissen, daß Arthur Schnitzler keineswegs ungesellig war, was oft behauptet wurde. Er blieb immer, trotz der Schwermut, von der sein Wesen überhaucht schien, ein heiterer, lebensfreudiger, eindrucksfähiger Mensch und war jeglichem Talent, war allen Bestrebungen der Jungen wie der Jüngsten voll Verstehen geöffnet. Vor Jahren hat er einmal in einem Gespräch über Hebbels Tagebücher gesagt: „Hebbel hat sich selbst in seinen Werken nie erreicht.“ Wem es beschied war, Arthur Schnitzler zu kennen, anzuschauen, wie er Glück und Erlösung wie er Untreue, Schmerz und Verwesung ertrug, dem stand und stand trotz der stärksten Bewunderung sein Schaffen, dieser adelige Mensch immer noch höher als seine Schöpfung. Felix SALTZ

Er hatte einen merkwürdigen blauen Blick, scharf und diagnostisch wie wenn er beobachtete, träumerisch wie wenn er Musik hörte, und wunderbar warm und teilnehmend, wenn man allein mit ihm sprach. Ein unvergleichlicher Blick war das, ein ruhender, einhüllender; ganz und sicher fuhr man sich darin geborgen, wie zu einem Arzt sprach man vertraulich zu ihm und genau so hörte er zu, scharf und legend, rasch zusammenfassend mit einem besonderen menschlichen Wissen begreifend. Ich habe ihn ruhig gesehen. Ungerechtigkeiten, Taktlosigkeiten konnten sein unglückliches Feingefühl rasch erbittern, niemals aber unsicher; er wußte gewiss wie er zu jedem Geschehnis, zu jedem Menschen stand aus einem analphabetischen und unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühl unter allen Künstlern. Zeit habe ich kaum einen guttun gekannt und gewiß außer Rollen, keinen gerechteren. Gerechtheit war ihm ein fast funktionelles Bedürfnis, vielleicht wird es eine bessere Zeit, der er seine durch fünfzig Jahre unerbittlich fortgesetzten Taktbücher unterlassen hat, emsehen, deutlich und streng dieser große Psychologe jedes Wort und jede Tat seines eigenen Lebens überwacht hat. Unsere Generation ist dieses große Dokument nicht mehr zugebracht, aber hatten dafür das Beispiel seines Lebens noch, und es war jedem der

Soeben
erschienen
das
neueste